

Pittner, Karin (2015): Zitieren und Verweisen in studentischen Arbeiten - Formen, Funktionen und Fallstricke. In: Blachut, Edyta/ Golebiowski, Adam (Hrsg.): *Kontroversen in der heutigen germanistischen Linguistik: Ansichten, Modelle, Theorien*. Dresden: Neisse. 85-97.

Karin Pittner

Ruhr-Universität Bochum, Deutschland

## Zitieren und Verweisen in studentischen Arbeiten – Formen, Funktionen und Fallstricke

### 1. Einleitung

Die wenigsten wissenschaftlichen Untersuchungen und Studien beginnen bei Null, vielmehr baut ein Großteil auf anderen Studien auf oder nimmt in anderer Form Bezug auf sie. Das reicht von wörtlichen Zitaten einzelner Stellen über eine Paraphrase von Gedanken bis hin zu globalen Bezugnahmen auf andere Texte und bloße Erwähnungen. Harras (1998) und Griffig (2006) sprechen in diesem Zusammenhang von „Intertextualität“, Jakobs (1999) von „Textvernetzung“.

Dass es sich dabei um ein schwieriges Thema handelt, zeigen spätestens die seit der Entdeckung des Plagiats von Theodor von Guttenberg anhaltenden Diskussionen um Dissertationen in Deutschland, die bereits eine ganze Reihe von Leuten ihren Dokortitel und mehrere prominente Politiker auch ihr Amt gekostet haben. Diese ausführlich in der Öffentlichkeit geführten Diskussionen haben deutlich gemacht, dass es oft nicht einfach ist, zwischen bloßen handwerklichen Fehlern und bewusster Täuschung zu unterscheiden.

Vor diesem Hintergrund erscheint es umso wichtiger, dass Studierende die handwerkliche Seite des korrekten Zitierens und Referierens erlernen. Dabei geht es jedoch nicht um bloße Schreibtechniken, sondern auch um die Frage, was eigentlich wörtlich zitiert oder als Übernahme fremden Gedankenguts in anderer Form gekennzeichnet werden muss. Und wie sich zeigen wird, ist dies eine keineswegs triviale Frage, sondern erfordert gründliche Kenntnisse im eigenen Fach, die Studierende erst im Lauf ihres Studiums erwerben.

Aus Sicht der Studierenden stellen sich also zunächst zwei Fragen:

- Was muss ich zitieren?
- Wie muss ich zitieren?

Eine weitere Frage stellt sich vielleicht zunächst aus der Perspektive der Lehrenden: Wie werden die Zitate und Übernahmen fremden Gedanken-

guts inhaltlich in die eigene Arbeit eingebaut? Werden sie als unumstößliche Tatsachen und unhinterfragbare Meinungen übernommen, oder sind sie Basis für eigene Überlegungen und Argumente?

Die Basis der Untersuchung in diesem Aufsatz ist ein Teilkorpus des Interdiskurs-Projekts<sup>1</sup>, das 25 literaturwissenschaftliche Arbeiten von deutschen Germanistik-Studierenden enthält. Zum Vergleich wird auch das Teilkorpus linguistischer Hausarbeiten (welches ebenfalls 25 Texte enthält) herangezogen.

Damit soll ein Beitrag geleistet werden zu einem Forschungsdesiderat, das Jakobs (1999:340) formuliert hat. Sie regt mit Bezug auf die Formen intertextueller Bezüge in wissenschaftlichen Arbeiten „Untersuchungen zu kulturspezifischen Strategien“ an, die einen Beitrag zur Beantwortung der Frage leisten können, „ob und wenn ja in welcher Weise man tatsächlich von ‚Denkstilen‘ einzelner Kulturen sprechen könne“. Diese sind ihr zufolge (Jakobs 1977:26) als Grundlage nötig, um Defizite bei der Behandlung der Thematik in der Lehre zu beheben.

## 2. Beschreibung des Korpus

Zunächst einige Informationen zum Korpus. Dieses Teilkorpus des Interdiskurs-Korpus (online unter [www.rub.de/interdiskurs](http://www.rub.de/interdiskurs)) besteht aus 25 literaturwissenschaftlichen Seminararbeiten aus den letzten Jahren vom zweiten bis zum achten Semester, die bei verschiedenen Dozenten am Germanistischen Institut der Ruhr-Universität Bochum eingereicht wurden. Die Bandbreite der sprachlichen Beherrschung der wissenschaftlichen Schreibkonventionen ist dabei sehr groß: Sie reicht von Arbeiten mit gravierenden sprachlichen Fehlern und sehr unwissenschaftlich klingenden Formulierungen bis hin zu stilistisch brillant verfassten Arbeiten, die alle Anforderungen an einen wissenschaftlichen Text erfüllen.

Insgesamt wird deutlich, dass die Studierenden sich stark an bestimmten Schemen der Textorganisation orientieren. So ist die Makrostruktur der Arbeiten sehr einheitlich: Die Arbeiten gliedern sich mit wenigen Ausnahmen in eine Einleitung, einen Hauptteil und einen resümierenden Teil (Fazit, Zusammenfassung u.ä.). Fußnoten werden mit ganz wenigen

<sup>1</sup> Das Interdiskurs-Projekt wird gefördert durch NCN (Nationales Zentrum für Wissenschaft) (Nummer der Entscheidung DEC-2013/08/M/HS2/00044) und die Deutsch-Polnische Wissenschaftsstiftung (Projekt 2014-19).

Ausnahmen ausschließlich für Quellenangaben verwendet. Auch textorganisierende Passagen weisen eine große Einheitlichkeit auf. Bestimmte Formulierungen wie z.B. ein Vorgangspassiv mit Autorenbezug, häufig in Kombination mit dem Modalverb *sollen* (*Im Folgenden soll herausgearbeitet werden* u.ä.) finden sich sehr häufig. Es wird also deutlich, dass die Studierenden sich an bestimmten Formen orientieren, und meist noch nicht über die Sicherheit verfügen, um vorgegebene Formen auch abwandeln und kreativ mit ihnen umgehen zu können.

Im Vergleich mit einem anderen Teilkorpus, den linguistischen Hausarbeiten deutscher Studierender, zeigt sich, dass hier – nicht nur, aber auch, was das Zitieren betrifft – zwei unterschiedliche „Kulturen“ vorliegen. Die Studierenden werden durch Tutorien zum Abfassen von Seminararbeiten sehr früh damit vertraut gemacht, dass in der Linguistik und der Literaturwissenschaft unterschiedliche Konventionen gelten und daher auch in den Seminararbeiten zu beachten sind.

In der Linguistik wird die Kurzzitierweise verwendet (auch „Harvard-System“ genannt), bei der im Text nur der Autorenname und das Erscheinungsjahr erwähnt werden und sich die vollständigen bibliografischen Angaben im Literaturverzeichnis am Ende der Arbeit finden. Anders dagegen in der Literaturwissenschaft. Hier werden, wie auch in den meisten literaturwissenschaftlichen Aufsätzen, die bibliografischen Angaben in Fußnoten gesetzt. Dementsprechend findet sich in diesen Seminararbeiten eine sehr hohe Anzahl an Fußnoten, die mit wenigen Ausnahmen – im Gegensatz zu wissenschaftlichen Aufsätzen, in denen Fußnoten vielfältigere Funktionen haben – ausschließlich Quellenangaben enthalten. In den linguistischen Arbeiten finden sich dementsprechend weitaus weniger Fußnoten.

## 3. Zum Begriff „Zitat“

Der Begriff „Zitat“ ist im Deutschen doppeldeutig. Zum einen meint er eine Redewiedergabe, die als wörtliches Zitat oder sinngemäß mit eigenen Worten vorgenommen werden kann. Zum anderen ist damit auch das „bibliographische Zitat“ gemeint, das den Beleg für die Redewiedergabe, nämlich die Quellenangabe enthält (vgl. Griffig 2006).

Bei einem wörtlichen Zitat kann es sich um ganze Sätze handeln, oder auch um Teilsätze, Phrasen und einzelne Wörter, die in einen eigenen Satz integriert werden. Ganze Sätze werden häufig auch optisch vom eigenen Text

abgesetzt, indem sie in einem extra Absatz erscheinen. Weitaus seltener sind dagegen in einen Satz integrierte Zitate, die optisch abgesetzt sind.

Griffig (2006) sieht bei „intertextuellen Bezügen“ verschiedene Komponenten, die daran beteiligt sind. Zum einen ist das der sog. „Bezugsträger“, der den Autor, eine Gruppe von Autoren oder auch einen ganzen Fachkreis meinen kann, dessen Gedanken wiedergegeben werden. Zum anderen ist dies der „Bezugsprädikator“, der nicht nur redееinleitende Verben, sondern auch Präpositionalphrasen, Adjektive und Nomina mit redееinleitender Funktion umfasst. Allgemein subsumiert er darunter „diejenigen sprachlichen, graphischen und/oder typographischen Elemente einer bezugnehmenden Äußerung, durch die signalisiert wird, dass es sich bei dem Wiedergegebenen nicht um die eigenen Worte, Ideen, Handlungen etc. des ‚Schreibers‘; sondern um diejenigen anderer ‚Autoren‘ handelt“ (Griffig 2006:98). Nach Hyland (2004) nehmen diese Ausdrücke Bezug auf ‚Research Acts‘, ‚Cognition Acts‘ und ‚Discourse Acts‘. Die Forschungshandlungen bezeichnen Ausdrücke wie z.B. *analysieren, erforschen, beobachten, herausfinden, feststellen, zeigen* u.ä. ‚Cognition Acts‘ benennen Verben wie *glauben, denken, vermuten, annehmen*. Auf ‚Discourse Acts‘ beziehen sich Verben, die Sprech- bzw. Schreibhandlungen benennen wie *sagen, behaupten, bezeichnen* u.ä., wobei sie nicht immer klar von Cognition Acts zu trennen sind. Griffig fasst alle diese Handlungstypen unter dem Oberbegriff der „Fachlichen Handlung“ zusammen (Griffig 2006:98).

Das dritte konstitutive Element nennt Griffin Bezugsobjekt, das „fachgegenständliche Handlungsziel“ (2006:101) wie etwa eine bestimmte Meinung oder Hypothese, die wiedergegeben wird.

Bevor die Zitierweisen auf der Basis des untersuchten Korpus beschrieben werden, soll kurz die Frage erörtert werden, was zitiert werden muss.

#### 4. Was muss zitiert werden?

Diese Frage ist nicht so trivial, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Natürlich sind Studierende in der Regel darüber informiert, dass wörtlich übernommene Zitate eindeutig markiert und mit einer Quellenangabe versehen sein müssen und dass auch inhaltliche Bezugnahmen gekennzeichnet werden müssen. Jedoch ist es oft – gerade für Anfänger, die die Besonderheiten ihres Fachs erst allmählich kennenlernen – nicht einfach zu entscheiden, was in einem Fach Allgemeingut ist und nicht einem bestimmten Autor zugeschrieben wird, und was die geistige Leistung eines

bestimmten Autors ist, dessen Werk dann auch genannt werden muss. Um zwei Beispiele, eines aus der Literaturwissenschaft, eines aus der Linguistik anzuführen: Die Lebensdaten von Goethe sind allgemeines Faktenwissen, das nicht einem bestimmten Autor zugeschrieben wird. Oder: Dass das Subjekt meist als Nominativ-NP realisiert wird, ist so allgemein, dass man dazu keine Quelle angeben muss. Doch selbst wenn bestimmte Begriffe mit einem Autor verknüpft sind, kann es sein, dass dies inzwischen so allgemein bekannt ist, dass das spezielle Werk nicht zitiert werden muss. Beispiele dafür aus der Linguistik sind etwa die de Saussureschen Dichotomien oder die Griceschen Konversationsmaximen. Bezeichnenderweise haben es beide Autoren zu einem eigenen Adjektiv gebracht. Hier wird man zwar den Namen erwähnen, kann jedoch in diesen speziellen Fällen auf die Angabe einer bestimmten Werks des Autors verzichten (vgl. die Diskussion bei Harras 1998). Der Bezug ist hier im Grunde nicht der auf das spezielle Werk, sondern auf einen ganzen Diskurs, den diese Autoren ausgelöst haben.

Dass die genannten Grenzziehungen nicht einfach sind und nicht in klare Faustregeln umgesetzt werden können, macht eine gute Kenntnis und einige Lektüree Erfahrung mit der Fachliteratur nötig, bevor sie nachvollziehbar werden. Wir kommen nun zu den Zitierweisen.

#### 5. Zitierweisen

Bei wörtlichen Zitaten kann danach unterschieden werden, ob sie syntaktisch in einen umgebenden Satz integriert werden oder ob sie als separate Sätze erscheinen. Erscheinen sie nicht-integriert als separate Sätze, kann danach unterschieden werden, ob sie optisch in einem extra Absatz abgesetzt werden oder in den Fließtext eingebaut werden. Bei den sinngemäß wiedergegebenen Passagen entfällt diese Unterscheidung natürlich.

Syntaktisch integrierte Zitate sind Bestandteil des vom Verfasser formulierten Satzes, wie in folgendem Beispiel (die Fußnoten werden hier und in den folgenden Beispielen weggelassen):

In einem Brief an seine erste Frau Frederike Zweig schrieb er, dass er in Petropolis seine „Autobiographie durcharbeiten und vielleicht etwas Neues beginnen“ wolle. (LIT 5, 25).

Die Kombination von syntaktischer Integration und optischer Markierung durch einen extra Absatz kommt relativ selten vor:

Außerdem kommt das Schachspiel einer symbolischen Aufgabe nach. Ingrid Schwamborn interpretiert Schach als

„Symbol für den begrenzten Raum und Boden des Hotelzimmers [...], in das Dr. B. zur Sonderbehandlung von der Gestapo eingesperrt wurde, [also] zum Symbol für gekreuzte Gitterstäbe [...] [und] Gefängnis.“ (LIT 5, 166).

Weitaus häufiger ist dagegen die Absetzung von syntaktisch nicht integrierten Zitaten in einem extra Absatz:

In ihrem späteren Aufsatz untersucht sie die Unterschiede zwischen den beiden Götz-Fassungen und zeigt, wie Goethe das Drama verändert und verfeinert hat:

„So besteht aller Grund anzunehmen, daß Goethes Begriff von einer vitalen Natur und einer lebensfähigen Existenzform sich grundlegend gewandelt hatte, als er im Frühling 1773 daranging, seinen Urgötz umzuarbeiten.“ (LIT 7, 341-342).

### Nennung des ‚Bezugsträgers‘ (Autors)

Die häufigste Art der Quellenangabe ist ihre Auslagerung in eine Fußnote. Weitaus seltener findet sie sich eingeklammert im Text. Darüber hinaus kann jedoch der Autor (‚Bezugsträger‘) in den Text integriert auftreten. Häufig erscheint er dabei als **Subjekt**:

Nicolai stellt treffend fest, „daß temporale Fixierungen, soweit überhaupt vorhanden, durch die Biographie Kassandras bestimmt werden.“ (LIT 8,28).

Er führt weiter aus, dass Kaffee nur eine „galante Unreinlichkeit“ wäre, dessen Geschmack größtenteils nur durch das gute Porzellan, in dem sie ihn trinke, zustande käme. (LIT 2, 20-21).

Weiter beschreibt Nietzsche Apollon als „das herrliche Götterbild des principium individuationis“, womit er sich der Terminologie Schopenhauers bedient. (LIT2, 24).

Dabei kann das Werk noch zusätzlich in einer Präpositionalphrase genannt werden wie in diesen Beispielen:

Manfred Smuda berichtet in seinem Buch „Die Großstadt als Text“: [...] (LIT 20, 2).

M. Reh binder beschreibt in seinem Werk die zwei Seiten der Medaille ‚Urheberrecht‘: „Wie der Begriff des Rechts im allgemeinen, so hat auch der des Urheberrechts im besonderen einen objektiven und einen subjektiven Sinn.“ (LIT 14, 31).

Gelegentlich wird der Autor in einer mit *so* oder *wie* eingeleiteten **Parenthese** genannt, meist als Subjekt.

Erinnerungsarbeit ist an ein lebendiges Bewusstsein verknüpft, welches „sich generell ‚im Zeichen des Abgelaufenen‘ [entwickelt]“ wie es bei Aleida Assmann über den retrospektiven Charakter von Erinnerungen heißt. (LIT 8, 29).

Zwar sei jeder Text eine Aufnahme und Umwandlung von anderen Texten, doch keineswegs die wortwörtliche Übernahme dieser, so Kristeva. (LIT 14, 117).

Besonders die neuen bürgerlichen Tugenden prägen die Erziehung der Mädchen und Knaben durch die Vermittlung von Werten wie Tugend, Bildung und Vernunft[i], um der recht einseitigen Erziehung des gehobenen Adels im Laufe der Zeit sogar zum Vorbild zu werden, wie Christian Fürchtegott Gellerts Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung bereits andeuten. (LIT 10, 6).

Eine weitere Möglichkeit ist die Nennung des Autors in einer **Präpositionalphrase mit adverbialer Funktion**.

Sie münden in körperlicher Artikulationen und Symptomen, die bei Nietzsche unter dem Begriff ‚Narbenschrift‘ und bei Aleida Assmann unter den Namen ‚Körperschriften‘<sup>[ix]</sup> diskutiert werden. (LIT 8, 61).

Laut Theo Stammen zeigt Brecht mit dem ersten Bild „die entscheidende und verantwortliche Führungsfigur des deutschen Faschismus“. (LIT 23, 65).

Laut Nietzsche ist der Künstler im Rausch dazu imstande, den Schleier der Maja, die Illusionen der Vernunft, beiseite zu schieben, um einen Blick auf die Welt an sich zu erhaschen, die sich normalerweise vor dem Menschen verborgen hält. (LIT 2, 238).

Der „Körper als Wahrnehmungs- und Ausdrucksorgan und als Gedächtnis“<sup>[xxxviii]</sup> wird bei Sigrid Weigel als ein Leitmotiv in der Literatur Christa Wolfs diagnostiziert. (LIT 8, 59).

Romane der Stadt erzählen, laut Klotz, typischerweise mit Berichten, Beschreibungen und Dialogen. (LIT 20, 28).

Der wahrscheinlich zentralste Punkt, dass sich nach modernen Maßstäben eine Verfilmung von den Erzählstrukturen seines Originals lösen und als eigenständiges Medium funktionieren müssen, wie oben bereits nach Korte aufgeführt, ist für FlashForward kein Kritikpunkt. (LIT 18, 304).

Der Fokus liegt dabei nach Bohnenkamp auf einem Wandel vom Film als „Zweitverwertung“ zur Analyse der „Hybridisierung“ und der „Intertextuali-

tät“ (2005:11) und einem vertiefenderen Umgang mit dem Feld der Analyse der Plurimedialität und Neusemantisierung der Verfilmung (vgl. Spedicato/Hanuschek 2008:7) (LIT 18, 132).

### Redeeinleitende Ausdrücke („Bezugsprädikatore“)

Unter den reedeinleitenden Verben finden sich vorwiegend solche, die Diskurshandlungen bezeichnen, wie *sagen, konstatieren, zusammenfassen, einräumen, ausführen, beschreiben, feststellen, berichten* u.ä. Etwas seltener sind solche Ausdrücke, die auf Forschungshandlungen Bezug nehmen, wie etwa *untersuchen, diskutieren, herausarbeiten* oder *diagnostizieren*.

### Verwendung des Konjunktivs

Der Konjunktiv wird zur Kennzeichnung der Redewiedergabe eher sparsam eingesetzt. Dabei wird meist der Konjunktiv I gewählt:

So beschreibt Walter Benjamin, dass Kaffee „den Gedanken unter Chloroform“ [xxi] setze, wodurch der Schreibvorgang ermöglicht werde. (LIT 2, 37).

Schmidt geht ganz klar davon aus, dass es sich bei Cixous um eine Fehlinterpretation handele. (LIT 6, 70).

Ihre Warnung, der Wein gehe zur Neige, bewahrheitet sich beim Essen. (LIT 7, 199).

Das zeigt sie z.B. an der völlig umgearbeiteten Eröffnungsszene, in der Gottfried pragmatisch eingestellt und entschlossen wirke, während Götzens Tatendrang ganz konkret an körperlichen Bedürfnissen leide: „Götz kämpft mit dem Schlaf, geht hin und her, um sich wachzuhalten, grübelt, trinkt, ruft nach jemandem und grübelt weiter.“ (LIT 7, 344).

Der Konjunktiv I, der eine Setzung des Verfassers markiert, ist vergleichsweise eher selten und tritt überhaupt nur in zwei Arbeiten im untersuchten Korpus auf.

Die Weinszenen seien hier textchronologisch vorgestellt und dabei jeweils kurz in den Kontext eingeordnet. (LIT 7, 41).

Der Konjunktiv II wird seltener als der Konjunktiv I zur Kennzeichnung der Redewiedergabe eingesetzt:

Er fürchtet, es wäre eine schädliche Gewohnheit, die ihren Nerven schade. Er führt weiter aus, dass Kaffee nur eine „galante Unreinlichkeit“ [xxv] wäre, dessen Geschmack größtenteils nur durch das gute Porzellan, in dem sie ihn trinke, zustande käme. (LIT 2, 20-21).

Dabei kommt es auch zu Vermischungen von Konjunktiv I und II, die nicht darauf zurückgeführt werden können, dass der Konjunktiv II als Ersatz für nicht-distinktive Konjunktiv I-Formen eingesetzt wird.

Quelle des Wohlstands sei für Smith Arbeit und Arbeitsteilung, während gleichzeitig die Logik darin bestünde, dass jeder Einzelne, um seinen Lebensstandard zu verbessern, von Natur aus zu Handel neige, aus dem auch der Tausch resultiert. (LIT 9, 27).

Sogar die Mischung dreier verschiedener Konjunktivformen ist zu finden:

Fazit dessen sei, dass epistemische Dinge paradoxerweise umfassten, was man noch nicht wisse und dass sie somit als Überraschungsmomente oder Diskussionen definiert werden könnten, durch die fortwährend neue Fragen entstünden sowie unaufhörlicher Wissensdrang geschürt würde. (LIT 11, 25).

Nicht immer sind Konjunktivformen distinktiv, wie in dem folgenden Beispiel, wo es sich im Relativsatz um Präteritumformen im Indikativ oder im Konjunktiv handeln kann.

Sie seien standardisierte und *verknöcherte Wissensbestände*, die die Reichweite und Repräsentation der *epistemischen Dinge* bestimmten, diese fixierten und definierten. (LIT 11, 28).

In einer Arbeit wird im Zusammenhang mit einer exzessiven Verwendung des Konjunktivs über eine lange Textpassage hinweg ein Problem deutlich. In diesem Fall wird eine komplette Diskussion verschiedener Auffassungen von verschiedenen Autoren nach einer Quelle wiedergegeben:

„In Hans-Jörg Rheinbergers Monographie *Experimentalsysteme und epistemische Dinge* aus dem Jahr 2006 werden eben diese Fragen im ersten Kapitel einleitend beantwortet. Seine Ergebnisse führen zu einer neuen Definition und Überholung des bestehenden Experimentbegriffs in den Naturwissenschaften, die aber auch für den Rahmen dieser geisteswissenschaftlichen Abhandlung von essentieller Bedeutung ist, wie festgestellt werden wird.

Grundlegend hält Rheinberger fest, dass es sich bei Experimenten um Wissensproduktionen handelt, die weder scharf definiert sind, noch klare Antworten geben können. Eher könne man Experimentalsysteme als eine Anordnung von undefinierten Räumen verstehen, die nach vorne hin offen sowie mehrdeutig seien und unbekannte Antworten auf Fragen geben würden, die der Experimentator zu Beginn des Experiments nicht in der Lage zu stellen gewesen wäre.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge*. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas, Frankfurt am Main 2006, S. 24ff.

Das Ziel ist also nicht, bei einem Einzelexperiment eine spezifische Antwort zu erlangen, sondern durch mehrere Experimente neue Fragen stellen zu können, um die Wissensproduktion zu erhöhen und einen Fortschritt zu erzielen.

Mahlon Hoagland bezeichne daher die wissenschaftliche Tätigkeit als „Generator von Überraschungen“<sup>3</sup> und Serres behaupte, „Wer forscht, weiß nicht, sondern tastet sich vorwärts, bastelt, zögert, hält seine Entscheidungen in der Schwebe“<sup>4</sup>, so Rheinberger. Des Weiteren umrissen Experimentalsysteme den Bereich des möglich Vorstellbaren, aber erzeugten in der Regel keine rigiden Ausrichtungen.<sup>5</sup> Um dies genauer erklären zu können, unterscheidet Hans-Jörg Rheinberger zwischen *epistemischen* und *technischen Dingen*:

Den *epistemischen Dingen* sei „das Vage, das Unbekannte, das die Welt bewegt“, einbeschrieben und ihnen gelte die Anstrengung des Wissens.<sup>6</sup> Ludwig Fleck benenne sie daher als „unklare Ideen“ und Paul Feyerabend füge dem hinzu, dass es ohne Zweideutigkeit keine Veränderung gäbe.<sup>7</sup> Fazit dessen sei, dass *epistemische Dinge* paradoxerweise umfassten, was man noch nicht wisse und dass sie somit als Überraschungsmomente oder *Diskussionen* definiert werden könnten, durch die fortwährend neue Fragen entstünden sowie unaufhörlicher Wissensdrang geschürt würde. Wichtig dabei sei, dass die *epistemischen Dinge fluktuieren* und *oszillieren*, da Bewegung Fortschritt erziele.<sup>8</sup>

Als *technische Dinge* seien die Experimentalbedingungen bzw. die Rahmenbedingungen des Experiments zu verstehen, die es eingrenzen, umgeben und einschränken würden. Sie seien standardisierte und *verknöcherte Wissensbestände*, die die Reichweite und Repräsentation der *epistemischen Dinge* bestimmten, diese fixierten und definierten. Man könne sie auch als *Material und Methode* bezeichnen.<sup>9</sup>

Das *Resultat* sei als ein Hybrid aus *Material, Methode* und *Diskussion* zu verstehen.<sup>10</sup> Wichtig für das Ergebnis bzw. das *Resultat* sei folglich die Wechselwirkung der *Dinge*, wobei nicht ausgeschlossen werden könne, dass stabilisierte *epistemische Dinge* als *technische Bausteine* in einer Experimentalanordnung funktionieren könnten.<sup>11</sup>

<sup>3</sup> Ebd. S. 33.

<sup>4</sup> Ebd. S.28.

<sup>5</sup> Ebd. S. 39.

<sup>6</sup> Ebd. S. 27.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> S. dazu ebd. S. 33.

<sup>9</sup> S. ebd. S. 29 ff.

<sup>10</sup> S. ebd. S. 33.

<sup>11</sup> Ebd. S. 29.

Zwar sei eine Unterscheidung der *Dinge* funktional für die neue Definition von Experimentalsystemen von Nöten, um das Verstehen beim Hervorbringen von Neuem zu erleichtern. Auch könne sich dadurch das Auftauchen von unvorhersehbaren Ereignissen besser erklären lassen. Fakt ist jedoch, dass eine Experimentalanordnung ohne deren Wechselwirkung undurchführbar bliebe<sup>12</sup>:

„Wie der Fortschritt der Wissenschaft ein technisches Moment impliziert, so impliziert der Fortgang der Technik ein epistemisches Moment.“<sup>13</sup>

Das Denken des Experimentators sei dabei ein wichtiger Schlüssel zum Öffnen seines wissenschaftlichen Horizonts. Dabei müsse jedoch die Dekonstruktion der eigenen perspektivischen Denke in Kauf genommen werden, um einen Fortschritt erzielen zu können. Genauer bedeutet das, dass der Experimentator dazu gezwungen wird, über seine eigenen und die vorher geplanten Grenzen des Experiments hinauszuwachsen. Auch sollte ihm klar werden, dass es keine abschließende Antwort oder Bedeutung für Experimentalsysteme geben kann. Zwar ist das Ziel des Experimentierens funktional und dient dem Erkenntnisgewinn, doch muss sich dringend von dem Gedanken verabschiedet werden, dass es eine allgemeingültige Endlösung gibt. Das Denken des Experimentators dürfe, wie das Experiment an sich, nicht in sich verschlossen bleiben und müsse sich dem Horizont für den Überraschungsmoment und die unvorhersehbaren Ereignisse öffnen.<sup>14</sup> (LIT 11).

Hier wird deutlich, dass ganze Textteile aus einer Paraphrasen eines anderen Autors bestehen und keine eigenständige Auseinandersetzung mit den erwähnten Autoren und Auffassungen stattfindet. Das ist im Übrigen auch ein Kritikpunkt, der im Zusammenhang der Diskussion der Dissertationen verschiedener Prominenter erhoben worden ist: Sie haben teilweise den Eindruck erweckt, sich mit verschiedenen Autoren und deren Auffassungen selbständig auseinandergesetzt zu haben, während sie in Wirklichkeit nur die Meinung eines einzigen Autors dazu wiedergegeben haben.

Diese Art von Täuschung liegt in diesem Beispiel sicherlich nicht vor, da als Quelle in den Fußnoten stets auf Rheinberger verwiesen wird. Es wird jedoch deutlich, dass keinerlei eigene Auseinandersetzung mit den erwähnten Autoren und Auffassungen stattfindet, sondern lediglich die Meinung von Rheinberger zu allen diesen wiedergegeben wird. Das selbständige Argumentieren, die selbständige Auseinandersetzung und das Bilden und Formulieren von eigenen Positionen muss also noch geübt werden.

<sup>12</sup> Ebd. S. 31.

<sup>13</sup> Ebd. S. 33.

<sup>14</sup> Ebd.

Zudem weist diese Textpassage gravierende handwerkliche Fehler auf, denn es wird eine Reihe von Werken zitiert, für die jedoch die Originalquelle nicht genannt, sondern lediglich auf Rheinberger verwiesen wird. Hier zeigen sich typische „Anfängerfehler“, wie sie nach meiner Erfahrung als Korrektorin solcher Arbeiten gar nicht so selten auftreten.

Ein Lernziel ist also, dass Studierende lernen, wie sie die gelesene Literatur verarbeiten, sich damit auseinandersetzen und zu einem Teil ihrer eigenen Arbeit machen.

## 6. Ein kurzes und vorläufiges Fazit

Zitate werden in den untersuchten Arbeiten vor allem verwendet, um eigene Aussagen zu stützen. Sie werden meist unhinterfragt übernommen. Eine Kritik oder Diskussion von zitierten oder referierten Positionen findet nur in wenigen Arbeiten statt. Während also die handwerkliche Seite oft schon ganz gut beherrscht wird, muss das wissenschaftliche Argumentieren, die Auseinandersetzung mit verschiedenen Forschungsmeinungen und die Formulierung einer eigenen Position noch geübt werden.

Inwieweit sich hier kulturspezifische Strategien zeigen, wird ein Vergleich des hier zugrunde gelegten Korpus mit anderen Teilkorpora wie etwa mit den Arbeiten polnischer Studierender der Germanistik zu erweisen haben.

## Literatur

Griffith Thomas, 2006, Intertextualität in linguistischen Fachaufsätzen des Englischen und Deutschen, Frankfurt.

Harras Gisela, 1998, Intertextualität von linguistischen Fachtexten: Ein Analysebeispiel, in: Hoffmann L./Kalverkämper H./Wiegand H.E. (Hrsg.), Fachsprachen- Languages of Special Purposes – Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK) 14.1), Berlin/New York, S. 602-610.

Hyland Ken, 2004, Disciplinary Discourses: Social Interactions in Academic Writing. University of Michigan: Michigan Classics Edition.

Jakobs Eva-Maria, 1997, Textproduktion als domänen- und kulturspezifisches Handeln. Diskutiert am Beispiel wissenschaftlichen Schreibens, in: Jakobs E.-M./Knorr D. (Hrsg.), Domänen- und kulturspezifisches Schreiben, Frankfurt u. a., S. 9-29.

Jakobs Eva-Maria, 1999, Textvernetzung in den Wissenschaften. Zitat und Verweis als Ergebnis rezeptiven, reproduktiven und produktiven Handelns, Tübingen.

<http://www.rub.de/interdiskurs>

## Quoting and referring in students papers – forms, functions, perils

The paper investigates the forms and functions of quoting and referring in a corpus of 25 papers written by students of German literary studies. Some difficulties the students encounter when incorporating the quotations into their papers are pointed out.

**Keywords:** quoting, referring, student's papers, students of German literary studies